

Doblhofer | Die Entzifferung alter Schriften und Sprachen

Ernst Doblhofer

Die Entzifferung alter Schriften und Sprachen

Reclam

Dem Andenken meiner Eltern



RECLAM TASCHENBUCH Nr. 20415
1993, 2016 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen

© Paul Neff Verlag KG, Wien 1957. Mit Genehmigung der
Verlagsunion Pabel-Moewig KG, Rastatt

Umschlaggestaltung: zero-media.net
Umschlagabbildung: © istockphoto / Jan Rihak
Druck und Bindung: GGP Media GmbH,
Karl-Marx-Straße 24, 07381 Pößneck
Printed in Germany 2019
RECLAM ist eine eingetragene Marke der
Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-020415-3
www.reclam.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
I »Schriftliches« zur Einführung	9
II Das Rätsel der Sphinx: Die Entzifferung der ägyptischen Schrift	44
III Auramazdā lieh mir Beistand: Die Entzifferung der altpersischen Keilschrift	101
IV In Keilschrift auf sechs Ziegelstein': Die Entzif- ferung der mesopotamischen Keilschriften	144
V Keil und Bild im Lande Hatti: Die Deutung des Keilschriftethitischen und die Entzifferung der hethitischen Hieroglyphen	184
VI Streitwagen und Becher: Die Entzifferung der kretisch-mykenischen Linearschrift B	251
VII Entzifferungen und Deutungen von heute und morgen: Das Etruskische, die Indus- und die Osterinselschrift	296
Anmerkungen	323
Literaturhinweise	327
Abbildungsnachweis	344
Register	345
Über den Autor	351

... der Vater aber liebt,
Der über allen waltet,
Am meisten, daß gepflegt werde
Der feste Buchstab und Bestehendes gut
Gedeutet ...

Hölderlin, Patmos

Vorwort

Dieses Buch ist aus der Liebe zu den Sprachen und Schriften und zu den Geheimnissen entstanden, welche die Wunderwelt der Sprache und das Zauberreich der Schrift noch immer bergen. Es gewährt einen Einblick in den Gang mehrerer großer Schriftentzifferungen und Sprachdeutungen, die es leicht faßlich, aber eingehend und Schritt für Schritt ihrem historischen Ablauf folgend darstellt. Außerdem erzählt es vom Leben der Entzifferer und Deuter, die ja in der Fachliteratur nur mit dem bloßen Namen erscheinen, und läßt den Leser an ihrem Werdegang, ihrem Ringen mit allen Rückschlägen und Erfolgen, an Glück und Leid der Forscher und der Forschung teilnehmen.

Die Erstfassung des Buches erschien 1957 unter dem Titel *Zeichen und Wunder* in Wien, eine überarbeitete Version als dtv-Taschenbuch 1964 in München, ein von mir nicht autorisierter, unveränderter Nachdruck der Erstauflage von 1957 im Jahre 1990 in Augsburg. Übersetzt wurde es ins Französische (Paris 1959), Englische (London und Toronto 1961; New York 1961), Portugiesische (São Paulo 1962), Ungarische (Budapest 1962), Russische (Moskau 1963), Japanische (Tokio 1964), Holländische (Amsterdam 1966), Italienische (Brescia 1970) und Tschechische (Bratislava 1972). Auch diese Übersetzungen, deren manche von den Übersetzern den Erfordernissen und Gegebenheiten der Erscheinungsländer angepaßt wurden, liegen nun schon Jahrzehnte zurück; um so dankbarer bin ich dem Reclam Verlag für das Angebot, diese Neubearbeitung herauszubringen. Dabei wurden drei Kapitel der Originalversion, die von der Entzifferung entlegenerer Schriften (des ugaritischen Keilschriftalphabets, der »Pseudohieroglyphen« von Byblos, der zyprischen Silbenschrift, der alttürkischen Runenschrift) handelten, weggelassen, alle übrigen auf den Stand von 1991 gebracht.

In dem Bemühen um wissenschaftliche Korrektheit in den einschlägigen Disziplinen (Vergleichende Sprachwissenschaft, Linguistik, Ägyptologie, Orientalistik, Hethitologie, Mykenologie, Ozeanistik, Völkerkunde) haben mich namhafte Gelehrte aus aller Welt mit Ratschlägen, eigenen Arbeiten und autobiographischem Material unterstützt. Mit einigen Großen einer dahingegangenen Generation von Entzifferern war mir noch persönlicher Kontakt vergönnt: mit meinem verehrten Lehrer Wilhelm Brandenstein, mit Helmut Th. Bossert, unter dessen Leitung ich an Grabungskampagnen in Südanatolien teilnehmen durfte, mit Piero Meriggi. Brieflich halfen u. a. die Entzifferer Thomas S. Barthel, John Chadwick, Edouard Dhorme, Ignace J. Gelb; ferner die ›Schriftgelehrten‹ Hans Jensen und Johannes Friedrich, der Ägyptologe Sir Alan H. Gardiner, der Indo-Iranist Manfred Mayrhofer, die Freunde Anton Jirku in semitistischen und Heinz Kronasser in hethitologischen Fragen. Allen Genannten gilt auch heute mein bleibender Dank. Bei der vorliegenden Neubearbeitung kamen mir das reiche Fachwissen und die stete Hilfsbereitschaft folgender Kollegen zustatten: Thomas S. Barthel, Tübingen; Kurt Jaritz, Fritz Freiherr Lochner von Hüttenbach, beide Graz; Manfred Mayrhofer, Wien; Hermann Mittelberger, Graz; Günter Neumann, Würzburg. Gegenüber diesen großzügigen Helfern beanspruche ich das alleinige Urheberrecht an etwa stehengebliebenen Irrtümern und Mängeln.

Die Herren Dr. Bernhard Scholz und Dr. Christian Zinko stellten mir in zuvorkommender Weise Fachliteratur bereit; den Zugang zu entlegeneren Werken erleichterten mir die Direktorin der Grazer Universitätsbibliothek, Frau Hofrätin Dr. Sigrid Reinitzer, und ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Ihnen allen sei auch hier verbindlicher und herzlicher Dank gesagt.

Graz, März 1992

Ernst Doblhofer

»Schriftliches« zur Einführung

Gesegnet sei, wer die Schrift erfand:

Jean Paul, nach einem
frommen Spruch der alten Inder

»Von Anfang her war es das Wort, der göttliche Funke ordnender Rede, welches den Menschen unbedingt über alle anderen Lebewesen auf dieser Welt erhob. Das Wort gewährte ihm, Mitmenschen an eigenem Denken und Fühlen teilhaben zu lassen und sie zur Gemeinschaft zu rufen. Doch blieb das Wort, auch wenn es als Botschaft über größere Räume getragen und als Satzung nachwachsenden Geschlechtern weitergegeben werden konnte, letzten Endes nach Raum sowohl wie Zeit in engen Grenzen eingeschränkt. Denn Botschaft wie Satzung waren der Willkür des Übermittelnden preisgegeben, und nichts konnte die getreuliche Bewahrung des erstgesprochenen Wortes gewährleisten. Solches war erst erreicht, als der Mensch die Schrift fand.«¹

Die Schrift gehört keineswegs zu den ältesten Erfindungen, wohl aber zu den umwälzendsten Neuerungen, welche die Menschheit im Kulturprozeß je hervorgebracht hat, und sie wird bestehen, wenngleich der oberflächliche Beobachter meinen konnte, daß die zeitgenössische Tendenz, die vom geschriebenen Wort, vom geistigen Erfassen und Verarbeiten weg und zum gesprochenen Wort, zur bloßen Überhäufung mit akustischen und optischen Reizen hinstrebt, auch der Schrift ihre jahrtausendealte Herrscherrolle streitig machen könnte.

Das Gegenteil ist eingetreten. Zwar haben Telefon und Sprechfunk, Diktaphon und Audiokassette das eigenhändige Schreiben stark eingeschränkt; gar das Schönschreiben, einst ein Lehr- und Lernziel des Elementarunterrichts, wird kaum

mehr gepflegt, und auch dem gedruckten Buch hat schon 1962 der kanadische Philosoph M. McLuhan »das Ende des Buchzeitalters« prophezeit. Doch haben die mannigfachen Kopierapparate, haben Computer und elektronische Datenverarbeitung der – wenn auch nun mechanisierten – Schrift zu einem neuen, beispiellosen Siegeszug verholfen, sind doch selbst Mikrochips im Grunde genommen nur eine technische Verbesserung gegenüber den Tontäfelchen,² auf denen die frühen Hochkulturen zu schreiben begannen.

Die Schrift ermöglicht dem denkenden Menschen die Besinnung auf sich selbst.

Erst die Schrift erlaubte ihm das kollektive, spekulative Denken über seinen Ursprung, sein Wesen und den Sinn seines Daseins. Erst durch sie wurden die Hochkulturen und die Philosophien, durch sie die großen Religionen der Menschheit überhaupt möglich; sie war der Kitt, dessen sich die Gründer und Baumeister großer Reiche bedienten; auf ihr erst beruht die Geschichte als Wissenschaft; auf ihr auch der gewaltige Aufschwung aller anderen menschlichen Wissenszweige, nicht zuletzt der Naturwissenschaften; ganz zu schweigen von der unermesslichen Fülle anderer Kultur- und Zivilisationsgüter, die sie der Menschheit beschert hat und die ohne sie nicht denkbar wären.

Wie der bekannte englische Kulturhistoriker Arnold Toynbee in einem seiner letzten Bücher³ hervorhebt, hat der Mensch von seiner gesamten Existenz auf Erden, deren Dauer man heute mit 600 000 bis 1 000 000 Jahren beziffert, den weitaus größten Teil als »Primitiver« verlebt. Erst im Gefolge des »jüngsten« Aufblühens der Kulturen in den letzten 6000 Jahren wurden die verschiedenen Verfahren zum Abfassen und Aufbewahren schriftlicher Aufzeichnungen erfunden, einer Kunst, die dem Menschen erst das Bewußtsein von der »philosophischen Gleichzeitigkeit« aller Menschengenerationen vermittelt. Mit ihrer Hilfe erst kann er gewahren, daß »alles schon dagewesen« ist, daß es »nichts Neues unter der Sonne« gibt – aber auch in die Abgründe vergangenen Leides

hinabsteigen, an den Hochflügen des Menschengestes teilnehmen und die Schätze nützen, die zahllose Geschlechter im Wandel der Zeiten aufgehäuft, behütet und bewahrt haben, um am Ende, bereichert durch unveräußerliche geistige Erkenntnis und seelischen Gewinn, das Bild vom Menschen in seiner ganzen Größe und Vergänglichkeit zu erfassen, »Größe und Elend« des Menschen, wie der französische Denker Pascal es genannt hat, zu ermessen.

Das Wissen um den ungeheuren Wert der Schrift war in grauer Vorzeit ungemein lebendig und fand bei den orientalischen Völkern seinen Niederschlag in einer Reihe von Mythen, die den göttlichen Ursprung der Schrift verkündeten. Der babylonische Nebo und der ägyptische Thot sind solche »Schreiber«-Götter und damit zugleich Herren über die menschlichen Schicksale, die sie aufschreiben »mit dem Griffel des Geschickes«. Den Juden gilt die Schrift der ersten zerbrochenen Bundestafeln (Exod. 31,18) als »Gottesschrift« im Gegensatz zur »Menschenschrift«, von der Jesaja 8,1 die Rede ist. Der Islam lehrt, daß Gott selbst die Buchstaben schuf und sie Adam mitteilte, aber selbst den Engeln vorenthielt. Und auch die christlichen Kirchen haben ihre Heiligen, die als Schöpfer und Erfinder der Schrift tätig sind; so schafften der hl. Mesrop und der Katholikos Sahak das armenische Alphabet, eine neue Schrift, die sogleich durch eine darin niedergelegte Bibelübersetzung geheiligt wird. Bekannter sind die Schriftschöpfungen der Heiligen Kyrill und Method sowie des Wulfila.

Die alten Griechen freilich stehen dazu in dem bezeichnenden Gegensatz, in dem sich der Unterschied zwischen Orient und Okzident spiegelt: sie allein feiern in ihrer reichen Überlieferung wohl eine Reihe von Schrifterfindern, doch sind diese gepriesenen Schöpfer fast durchwegs Menschen; kaum einmal findet sich ein Gott darunter, und als solcher wird vor allem Hermes genannt, der findige und so vielseitige Gott, dem unter anderem, aber nicht primär, die Erfindung der Schrift zugeschrieben wird.

Galt bis in die jüngste Vergangenheit unbestritten die Ansicht, alle Schrift habe sich aus der bildlichen Darstellung von Gedachtem entwickelt und sei den vom Orient vorgezeichneten Weg »vom Bild zum Buchstaben« gegangen, so deutet heute manches darauf hin, daß auch der Buchstabe von Anfang an da war, daß in den Hirnen hervorragender einzelner Schöpfer »westlicher« Schriften (der anatolischen, »alpinen« und vielleicht auch der altiberischen) die Großtat der Entdeckung des Einzellautes schon vollbracht war, als es bei der Übernahme und Umgestaltung des phönizischen Alphabets durch die Griechen zur wahrhaft welthistorischen West-Ost-Begegnung kam.⁴

Es gibt an die vierhundert derzeit bekannte Schriften, wobei aber weder die sogenannten Vorstufen der Schrift noch die geringfügigen Abarten ein und derselben Schriften mitgezählt sind. Der Europäer beispielsweise kennt in der Regel etwa die griechischen Schriftzeichen. Von den Keilschriften, die den meisten unbekannt und unverständlich sind, wußte man doch wenigstens das Lied vom »Schwarzen Walfisch zu Askalon« zu singen – »da bracht' der Kellner Schar in Keilschrift auf sechs Ziegelstein' dem Gast die Rechnung dar«. An und in Kirchen oder Synagogen sind hebräische Lettern zu sehen; der Westeuropäer weiß in der Regel von der Existenz der kyrillischen Schrift der Slawen, er entsinnt sich vielleicht vom Markensammeln her der so weit verbreiteten arabischen Schrift und hat den Blick auf den chinesischen und japanischen Schriftzeichen ruhen lassen, die ihm als Legenden zu fernöstlichen Malereien und Zeichnungen entgegentraten; das Fernsehen führt heute viele fremde Schriften vor Augen. Eine nicht ferne Zeit hat im deutschsprachigen Raum auch versucht, das Interesse an den Runen wieder künstlich zu wecken, ohne freilich deren Kenntnis wirklich zu fördern. Daß aber, um hier anzuknüpfen, nicht nur die alten Germanen, Skandinavier und Angelsachsen, sondern auch die alten Türken und die alten Ungarn mit Runen schrieben (manche Forscher behaupteten dasselbe sogar von den alten Slawen),

daß viele Völker ihre Sprachen überhaupt nicht in Buchstaben, sondern in Bildern, Wortzeichen, Silbenzeichen oder gar in einem Gemisch von Wort-, Silben- und Lautzeichen niederlegten, daß es schließlich Schriften gibt, die man heute zwar lesen, aber trotz langjähriger Forschungsarbeit noch immer nicht verstehen kann, und andere, die noch nicht einmal gelesen werden können – dies alles ist gewiß weniger bekannt und wurde hier nur angeführt, um anzudeuten, wie weit und mannigfaltig das Feld ist, auf das man sich begeben muß, wenn man die Geschichte der Entzifferung einzelner Schriften verstehen will.

Es gilt nun einige Begriffe zu erklären, deren sich die Darstellung immer wieder bedienen wird.

»Schrift« im eigentlichen Sinne liegt vor, wenn zwei Merkmale gegeben, zwei Voraussetzungen erfüllt sind: wenn nämlich einerseits zeichnerische Tätigkeit im weitesten Sinne ausgeübt (Malen, Kratzen, Ritzen, Kerben u. dgl.) und andererseits der Zweck der Mitteilung angestrebt wurde, und zwar entweder der Mitteilung an andere oder aber – als Gedächtnisstütze – an den Schreiber selbst. Bei vollentwickelten Schriftsystemen kommt ein drittes Merkmal dazu: die verwendeten Zeichen stehen in einer bestimmten, durch Konvention fixierten Beziehung zu der Sprache, die sie ausdrücken.

Wo es sich um keinerlei Tätigkeit im Sinne der erstgenannten Merkmale handelt, der Zweck der Mitteilung aber mit anderen Mitteln erreicht wird, sprechen die Forscher von der sogenannten *Gegenstandsschrift*, der ersten und ursprünglichsten Vorstufe zur eigentlichen Schrift. Solche Gegenstandsschriften stellen die vielgenannten *Kerbstöcke* oder *Kerbhölzer* dar, die zu allen Zeiten und bei den verschiedensten Völkern verwendet wurden und noch werden und meist zum Festhalten von Zahlangaben dienen. Man bedient sich der Kerbstöcke vor allem als Kalender, indem man die Anzahl der Tage, Wochen usw. eingräbt; doch gibt es in Kerbholzform auch regelrechte Schuldenlisten und Verzeichnisse, von

denen abzulesen ist, »wieviel einer auf dem Kerbholz hat«; ein Dokument von nicht zu widerlegender Beweiskraft übrigens, wenn es in der Form geführt wird, daß man den Kerbstock, auf dem die Anzahl der geschuldeten Geldeinheiten eingekerbt ist, hinterher spaltet, so daß der Gläubiger die eine Hälfte, das »Original«, behält, der Schuldner hingegen die andere, die »Kopie«, an sich nimmt. Den Leugner kann man durch das Aneinanderpassen der beiden Hälften im Bedarfsfalle schnell und leicht überführen, den Zweifler überzeugen.

Um Gegenstandsschrift handelt es sich auch bei den *Botenstäben*, die man nicht nur aus dem alten Europa, wo sie sich bis in die jüngste Vergangenheit herauf verfolgen lassen, sondern vor allem auch aus Australien und dem alten China kennt. Sie werden, wie der Name sagt, Boten mitgegeben und sind mit verschiedenen eingekerbten Zeichen versehen. In der einfachsten Form dienen schlichte Kerben auf dem Stock nur als Gedächtnisstütze für den Boten, der sich daran der Zahl seiner Aufträge entsinnen soll. Höher entwickelte Botenstäbe tragen vereinbarte Zeichengruppen und Kerben, mit deren Hilfe bestimmte Bedeutungsinhalte ausgedrückt werden können.

Wohl das bekannteste und zugleich eines der eigenartigsten Beispiele für Gegenstandsschrift bilden die *Knotenschnüre*, und unter ihnen wieder die *Quipus* der alten Inkas, der einstigen Herren des heutigen Peru. Daß wir die Quipus hier als Beispiel für die Knotenschrift bringen, besagt allerdings keineswegs, daß es sie nur bei den Inkas gegeben hätte. Schon der chinesische Weise Laotse hat auf die Rolle hingewiesen, die der Knotenschrift im alten China als Verständigungsmittel zukam; einen Kalender in Knotenschrift einfachster Art empfiehlt schon der Perserkönig Dareios den Joniern bei Herodot (IV,98); der katholische Rosenkranz ist, technisch gesehen, eine Knotenschnur, und in der Gegenwart gibt es Knotenschnüre und ähnliche Gedächtnishilfen bei gewissen Stämmen von Hainan und Bengalen, auf den japanischen Riukiu-

Inseln wie in Polynesien, in Mittel- und Westafrika, in Kalifornien und Südperu; zur Nachrichtenübermittlung dienen noch jetzt auf den Salomonen, den Karolinen und den Marquesasinseln Schnüre mit Knoten und Schlingen darin.

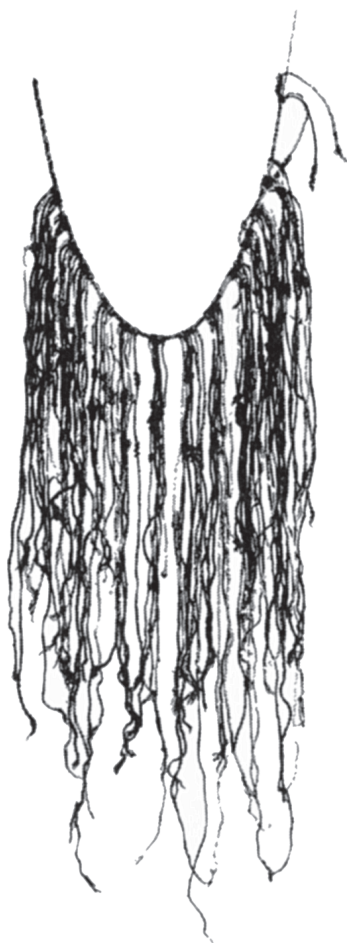


Abb. 1
Quipu (Knotenschnur) aus Peru



Abb. 2
Inka Tupac
Yupangui nimmt
den Bericht eines
seiner Gouver-
neure entgegen
(der ihn vom
Quipu abliest)

Am besten ist man jedoch über die Quipus unterrichtet, obwohl man auch von diesen nicht einmal ganz sicher weiß, ob der allgemeine Inhalt dieser Schnur-Urkunden wirklich nur Zahlangaben verschiedenster Art waren. Man war lange dieser Ansicht, und sie leuchtet auch im Hinblick auf das Material und seine Ausdrucksmöglichkeiten am ehesten ein. Ein Quipu besteht aus einer starken Hauptschnur und einer Anzahl daran befestigter Fäden. Die Bedeutung der Knotenschrift hängt ab von der Farbe der Fäden, der Beschaffenheit und Zahl der Knoten sowie ihrer Entfernung von der Hauptschnur, der Reihenfolge der Fäden und ihrer Verschlingung

untereinander. Die quantitativen Ausdrucksmöglichkeiten eines solchen Quipu waren erstaunlich; man hat – durchwegs in Gräbern – recht gewichtige gefunden, darunter einen von beinahe vier Kilogramm! Nun läßt sich ja denken, daß die verschiedenen Stellungen, Bindungen und Farben der Fäden und Knoten eine ganze Reihe von Kombinationen zulassen; dennoch ist schwer einzusehen, wie man komplizierte Gedankeninhalte in Satzform darin hätte wiedergeben können. Hier werden eben die Grenzen einer solchen Gegenstandsschrift offenbar, und darum glaubte man auch, wie erwähnt, lange Zeit an den ausschließlichen Zahlencharakter des Inhalts der Quipus. Man stützte sich dabei nicht zuletzt auch auf das Zeugnis des alten Chronisten Garcilaso de la Vega, übrigens einer interessanten Persönlichkeit, des Sohnes eines spanischen Hauptmanns und einer eingeborenen Fürstentochter. Dieser Garcilaso hatte in seiner zu Cordoba 1617 erschienen *Allgemeinen Geschichte von Peru* ausdrücklich erklärt, die Peruaner hätten an den Quipus zwar die Zahl der Gefechte, Gesandtschaften und königlichen Verordnungen ablesen, den Inhalt der Botschaften aber und den Wortlaut nicht mittels der Knotenschnüre ausdrücken können. Nun geht jedoch eine neue, von namhaften Forschern aufgestellte und noch nicht widerlegte These dahin, daß die Quipus keine eigentlichen statistischen Angaben, sondern vielmehr magische Zahlenkombinationen, basierend auf astronomischen (d. h. hier mit der Astronomie zusammenhängenden) Zahlen, enthielten, die den Toten ungestörte Ruhe sichern sollten. Beide Annahmen dürften wohl zu Recht bestehen, und die letztere ist ja auch kein wesentlicher Schritt über die Theorie vom Zahlencharakter der Quipus hinaus, sondern würde sie im Prinzip nur bestätigen.

Weniger bekannte Vertreter der Gegenstandsschrift sind die *Wampumgürtel* der nordamerikanischen Indianer. Solche Gürtel bestehen aus vier oder mehr nebeneinanderliegenden Schnüren, auf denen in der Mitte durchlochte, ovale Scheibchen aufgereiht sind, die man aus bunten Muscheln herausge-

sägt hat. Diese Muscheln nannten die Irokesen Wampum. Da man nun der Farbe der Muscheln eine besondere Bedeutung zuschrieb (Schwarz oder Violett kündete Gefahr oder Feindschaft, Rot Krieg, Weiß Glück und Frieden), wurde es möglich, daß ein Stamm dem anderen regelrechte Botschaften in



Abb. 3 »Penn«-Wampumgürtel der Leni-Lenape

Form solcher Gürtel übersenden konnte. Unsere Abbildung 3 stellt das klassisch gewordene Exemplar dieser Gattung dar, den berühmten Penn-Wampum (jetzt im Besitz der Historischen Gesellschaft von Pennsylvania). Dieser wurde im Jahre 1682 von dem Indianerstamm der Leni-Lenape dem bekannten Gründer Pennsylvaniens, William Penn, übergeben. Der Gürtel ist weiß; in der Mittel zeigt er zwei schwarze Gestalten. Die linke ist ein Indianer, der eben dem Europäer (gekennzeichnet durch den Hut) die Hand reicht. Die historische Rolle dieses Gürtels bestand darin, daß er gleichsam das Siegel auf das Freundschaftsbündnis darstellte, das 1682 zwischen Penn und den Delawaren geschlossen wurde.

Eine letzte Gruppe der Gegenstandsschriften bilden die sogenannten *Gegenstandsbriefe*, für die in neuerer Zeit verschiedene westafrikanische Negerstämme die bekanntesten Beispiele geliefert haben. So zeigt Abbildung 4 einen solchen Brief, »aroko«, der Jebu-Neger, wie ihn H. Jensen im Anschluß an K. Weule mitteilt und erklärt. »Es ist ein ›Brief‹, den ein schwer Erkrankter an seine Freunde und Verwandten schickte, und der folgendermaßen zu ›lesen‹ ist: ›Die Krankheit verläuft ungünstig, sie wird immer schlimmer. Unsere einzige Hoffnung steht bei Gott‹.«⁵ Nach welchen Grundsät-

zen und mit welchen Mitteln die »Lesung« vorzunehmen ist, verrät leider keiner der beiden genannten Forscher.

Ein solcher Gegenstandsbrief kann, wie aus Abbildung 4 und

Abb. 4

»Aroko« der Jebu
(nördlich von Lagos, Nigeria)



der angeführten »Lesung« klar ersichtlich ist, natürlich auf verschiedene Weise ausgelegt werden und ist als Mitteilung doch recht unzulänglich. Der beste Beweis dafür scheint zu sein, daß dies offenbar auch von den »Schreiber«-Völkern solcher Briefe selbst erkannt und empfunden wurde, so daß sie einen überaus interessanten Schritt darüber hinaus taten, dessen Wesen und Bedeutung im Zusammenhang mit den eigentlichen Schriften noch ausführlicher erläutert werden wird. Sie verliehen nämlich gewissen solchen »Briefen« den Charakter eines Laut-Rebus, wofür H. Jensen wieder, diesmal im Anschluß an Gollmer, recht aufschlußreiche Beispiele bringt. »So hat bei den Joruba« (gleichfalls in Nigeria) »eine Menge von sechs Kaurimuscheln zunächst die Bedeutung ›sechs‹ = *efa*. Da aber *efa* auch ›angezogen‹ bedeutet (von *fa* ›ziehen‹), so hat eine Schnur mit sechs Kaurimuscheln, von einem jungen Mann an ein Mädchen gesandt, den Sinn: ich fühle mich zu dir hingezogen, ich liebe dich. Acht Kaurimuscheln bedeuten ›acht‹ = *ejo*. Das gleiche Wort heißt auch ›übereinstimmend‹ (von *jo* ›übereinstimmen, gleichen‹); demgemäß bedeutet eine Sendung von acht Kaurimuscheln seitens des Mädchens an den Freier: ich fühle wie du, bin einverstanden«. ⁶

Um nun aber nicht den Eindruck zu erwecken, solche Gegenstandsbriefe seien auf Afrika und die jüngere und jüngste Gegenwart beschränkt, soll abermals Herodot mit einer Episode aus dem Feldzug des persischen Großkönigs Dareios I. gegen die Skythen zu Wort kommen. Herodot wie auch Dareios begegnen uns bereits zum zweitenmal – und es ist in der Tat erstaunlich, wie eng beider Namen mit der Schriftgeschichte verknüpft sind und wie viel wir beiden, dem griechischen Weltreisenden und dem persischen Eroberer und Reichserneuerer, an Kenntnissen darüber verdanken. Herodot also hat an der erwähnten Stelle (IV,131–133) die berühmte Nachricht vom ersten Gegenstandsbrief in der abendländischen Überlieferung aufbewahrt:

»Endlich war . . . die Not im Heere des Dareios groß, und die Könige der Skythen, die das wußten, schickten einen Herold mit Geschenken an Dareios: mit einem Vogel, einer Maus, einem Frosch und fünf Pfeilen. Die Perser fragten den Boten, was diese Geschenke bedeuteten. Er aber sagte, er habe keinen weiteren Auftrag, als die Geschenke zu übergeben und schleunigst zurückzukehren. Die Perser sollten nur, wenn sie klug genug seien, den Sinn der Geschenke selber erraten. Da hielten denn die Perser Rat.

Die Meinung des Dareios war, die Skythen ergäben sich und brächten sinnbildlich Erde und Wasser, denn die Maus wohne in der Erde und nähre sich vom Getreide wie der Mensch, der Frosch lebe im Wasser, der Vogel gleiche dem Roß, und mit den Pfeilen übergäben sie ihre Kriegsmacht.

Diese Erklärung gab Dareios. Gobryas aber . . . war anderer Meinung und erklärte die Geschenke folgendermaßen: ›Wenn ihr euch nicht als Vögel zum Himmel erhebt, ihr Perser, oder wenn ihr euch nicht als Mäuse in die Erde verkriecht, oder wenn ihr nicht als Frösche in die Sümpfe springt, so treffen euch diese Pfeile, und ihr seht die Heimat nicht wieder.« (Übers. A. Horneffer.)

Der wesentliche Schritt über die hier vorgeführten Entwicklungsstufen hinaus wird dann getan, wenn zwei der drei

Merkmale, von denen oben die Rede war, gegeben sind, das heißt also, wenn zeichnerische Tätigkeit (im weitesten Sinne) zum Zwecke der Mitteilung oder Erinnerung ausgeübt wurde. Die Anfänge jedes solchen Zeichnens, Malens, Ritzens, Kerbens usw. sind in der Geschichte der Kunst zu



Abb. 5 Felszeichnung aus der Pasiega-Höhle

suchen. Gewisse Felszeichnungen reichen nämlich in graueste Vorzeit hinab, und unter ihnen finden sich manche, denen mit größter Wahrscheinlichkeit Schriftcharakter zugesprochen werden muß, z.B. die Zeichnung (Abb. 5), die man 1911 in der Pasiega-Höhle in Nordspanien fand. Der Schrifthistoriker Hans Jensen deutet sie folgendermaßen: »Links oben scheinen Höhlenräume dargestellt zu sein, rechts daneben mag das Fußpaar den Begriff des Gehens nach der Höhle versinnbildlichen, und das unbekannte Zeichen ganz rechts mag entweder ein Verbot oder eine Aufforderung, zur Höhle zu gehen, bezeichnen.«⁷

»Schriften« dieser Art faßte man früher unter dem allgemeinen Namen *Bilderschrift* zusammen. Da dieser Ausdruck jedoch zu umfassend und daher irreführend ist, unterscheidet man heute zwischen *Bilderschrift im engeren Sinne* (*Piktographie*) und der *Ideenschrift* (*Ideographie*) als einer höheren Entwicklungsstufe der Bilderschrift. Piktographie liegt vor, wenn ein Bild nichts anderes als den Gegenstand versinnbildlichen soll, den es darstellt; wenn man also etwa einen Kreis

mit Strahlenkranz für den Begriff und das Wort »Sonne« schreibt und so den Kreis mit Strahlenkranz als reines *Bildzeichen* (*Piktogramm*) verwendet. Ein solches Bildzeichen wird aber zum *Ideenzeichen* (*Ideogramm*), wenn es auf Grund allgemeiner Übereinkunft nicht mehr den dargestellten konkreten Gegenstand selbst bezeichnet, sondern eine damit zusammenhängende »Idee«; wenn also z. B. der genannte Kreis mit Strahlenkranz nicht mehr »Sonne«, sondern etwa »Hitze« oder »Wärme«, »heiß« oder »warm« bedeuten soll.

Bilderschrift im engeren Sinne ist uralte. Man darf beispielsweise das Bild eines ruhenden, den Kopf wendenden Bisons, ein farbiges, ungefähr in Lebensgröße gehaltenes Deckengemälde aus der Höhle von Altamira in Nordspanien (jüngere Altsteinzeit, etwa 20 000 Jahre vor unserer Zeitrechnung) mit Jan Tschichold »als Ausdruck der Erregung beim Erlegen des Tieres, als Denkmal einer erfolgreichen Jagd« deuten und darin »eine frühe Form von ›Schrift‹ im weitern Sinne« erblicken.⁸ Das gilt von allen diesen ursprünglichsten »Schrift«-versuchen. Ein Bild oder eine Skizze steht in der Piktographie, wie gesagt, für das dargestellte, konkrete Ding; ein Kreis mit Strahlen bezeichnet die Sonne, eine Wellenlinie das Wasser, eine Figur mit Kopf, Armen und Beinen einen Menschen. Die Ideographie hingegen stellt etwa den Begriff »Alter« durch das Bild eines Greises dar, der sich auf einen Stock stützt; den Verbalbegriff »gehen« durch ein Beinpaar; die Eigenschaft »kühl« durch ein Gefäß, aus dem Wasser rieselt. Das *gemeinsame Merkmal aller Bilderschrift*, sei sie nun pikto- oder ideographisch, liegt darin, daß hier *zwischen dem Schriftbild und dem Klangbild, den Lauten der gesprochenen Sprache, keinerlei Zusammenhang besteht*. Eine Abfolge solcher Bilder kann mit ziemlich großer Sicherheit von jedem Beschauer unabhängig von seiner Sprache »gelesen« werden, und zwischen den figürlichen Symbolen einerseits und den Lauten einer Sprache andererseits herrscht keine Beziehung, diese »Schrift« stellt keine Sprachlaute dar. Versinnbildlicht

wird vielmehr ein ganzer Gedankenkreis, eine »Idee«; die Zeichen sind an keine bestimmte sprachliche Ausdrucksform gebunden.

Ein weit jüngeres Beispiel dieser Gattung ist die im 19. Jahrhundert auf einem Bisonfell niedergelegte Bilderchronik der Crow-Indianer, die zwar historisch der (europäischen) Neuzeit, entwicklungsgeschichtlich aber der Steinzeit angehört (Bern, Histor. Museum).



Abb. 6 Bilderchronik der Crow-Indianer aus dem 19. Jahrhundert

Die kreisförmige Mittelfigur zeigt einen ringsum mit Adlerfedern geschmückten Schild, auf dem eine Ansiedlung von kranzförmig angeordneten Zelten abgebildet ist. Rundherum sind Szenen aus Kämpfen zwischen Indianern untereinander und mit Weißen dargestellt. In der rechten oberen Ecke wurden die Köpfe der getöteten Feinde säuberlich registriert, links daneben lassen die Huf- und Fußspuren Schlüsse auf die Anzahl der berittenen und unberittenen Feinde zu, die in die ewigen Jagdgründe geschickt wurden. Die beiden Rechtecke (Mitte links, rechts unten) sind Streifen aus rotem Tuch, an denen noch einzelne Skalpe hängen. Das Ganze ist in den Farben Schwarzbraun, Rot und Grün gehalten.

Ein sehr schönes Beispiel dieser Gattung ist die auf einem Büffelfell niedergelegte »Winter-Zählung« des Yanktonais-Dakota Lonedog, des »Einsamen Hundes«. Diese Jahreschronik (die Dakota zählten die Jahre nach Wintern, wie man bei uns heute noch in poetischer Rede nach »Lenzen« oder »Sommern« zählt) reicht vom Winter 1800/01 bis zum Winter 1870/71, ist spiralenförmig von innen nach außen abgefaßt und kennzeichnet jedes Jahr durch ein für die Stammesgeschichte denkwürdiges Ereignis.



1800/01:
*Dreißig Dakota
von den Krähen-
indianern getötet*



1824/25:
*Einem Häuptling
wurden sämtliche
Pferde getötet*



1801/02:
Pockenepidemie



1853/54:
*Spanische Decken
wurden eingeführt*



1813/14:
*Keuchhusten-
epidemie*



1869/70:
*Eine Sonnen-
finsternis*

Abb. 7 Aus der Winter-Zählung des »Einsamen Hundes«

Es wäre freilich verfehlt, zu glauben, die Indianer, die diese Bilderschrift besonders kultivierten, hätten sich ihrer nur für ihren eigenen Gebrauch bedient. Wie man oben sah, ist es ja gerade das Merkmal der Bilderschrift, daß sie von der Sprache

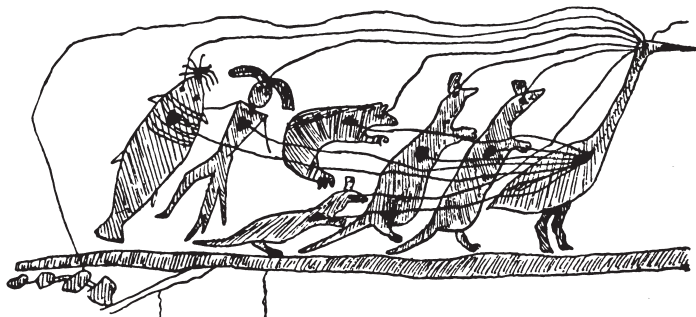


Abb. 8 Petition von sieben nordamerikanischen Indianerstämmen an den US-Kongreß um Fischereirechte in mehreren Seen

des Lesenden vollkommen unabhängig ist. Sie eignete sich darum auch bestens für den »internationalen« Verkehr. Hat-ten die Leni-Lenape ihren Vertrag mit William Penn noch mit einem Wampumgürtel besiegelt, so taten sieben andere nord-amerikanische Stämme, als ihnen mit den übrigen Segnungen der Zivilisation auch die Bürokratie beschert wurde und sie beim US-Kongreß um Fischereirechte in mehreren Seen an-suchen mußten, beherzt den Schritt ins Gewirr der Gesetzes-paragraphen, allerdings auf ihre Weise. Sie schlossen sich zusammen und übersandten dem Kongreß die hier abgebil-dete Petition, ein überaus reizvolles Dokument.

Die sieben Tiere versinnbildlichen die sieben Stämme; ihnen voran schreitet der Kranich (rechts), das Wappentier der Oshcabawis. Die Linien, welche die Augen und Herzen der Tiere miteinander verbinden, besagen, daß die sieben Stämme untereinander eines Sinnes sind und ein gemeinsames Anlie-gen haben, das der führende Stamm vertritt. Die Linie, wel-